

PETER ZEINDLER

Kein Entrinnen: Woraus schöpft ein Schriftsteller seine Fantasie? Der bekannte und vielfach ausgezeichnete Zürcher Krimiautor Peter Zeindler kehrt für seine Bücher immer wieder in seine Heimatstadt Schaffhausen zurück, deren Aura er trotz einer bald 50 Jahre lang andauernden Flucht nicht entrinnen kann. Ein Werkstattgespräch.

Interview: **Matthias Ackeret** Bilder: **Keystone**

Herr Zeindler, welche Erinnerungen haben Sie an Schaffhausen?

Sehr viele, schliesslich habe ich meine Jugend in Schaffhausen verbracht. In meinem vierten Lebensjahr zogen meine Eltern von Baden nach Schaffhausen, wo mein Vater Direktor des Elektrizitätswerks wurde. Zuerst wohnten wir an der Steigstrasse, später in einer wunderschönen Villa am Meisenweg, von wo aus man die ganze Stadt im Blickfeld hatte. Während der Bombardierung 1944 haben wir uns im Luftschutzkeller unter der grossen Terrasse versteckt. Wenn ich aber an Schaffhausen denke, kommt mir als Erstes das Munotfest in den Sinn, an dem ich jeweils als Indianer verkleidet teilnahm. Meine schönsten Momente verbrachte ich jedoch auf dem Rhein. Trotz fehlender Gardemasse war ich Mitglied des Ruderclubs und gehörte auch zu einer Mannschaft, die an verschiedenen Regatten teilnahm.

Wie sprachen Sie zu Hause?

Auf der Strasse sprach ich wie ein Schaffhauser, kaum war ich aber zu Hause angekommen, änderte sich auch der Dialekt. Auch heute kann ich noch auf Knopfdruck in den Schaffhauser Dialekt wechseln. Dies im Gegensatz zu meiner Mutter, die Zürcherin war und dies auch zeit ihres Lebens geblieben ist. Schaffhausen blieb ihr fremd. Doch dies lag nicht an Schaffhausen, sondern wäre auch anderswo der Fall gewesen. Meine Mutter war sehr zurückhaltend und leicht depressiv. Mein Vater hingegen hatte sich trotz seines leichten Berner Akzents in Schaffhausen sehr gut integriert. Wenn er jeweils von seinem Büro am Obertor nach Hause lief, konnte ich ihn von unserer Terrasse aus praktisch auf dem ganzen Weg

verfolgen, wie er sich unserem Haus näherte. Dieses Bild hat sich in mir eingebrannt.

Inwiefern hat Sie Ihr Vater geprägt?

Ich wollte immer den Anforderungen meines Vaters gerecht werden. Als mein Vater verlangte, dass ich Pfadfinder werde, bin ich Pfadfinder geworden. Da mein Vater ein begeisterter Ruderer war, ging ich auch in den Ruderclub, obwohl ich viel lieber Fussballer geworden wäre. Doch Fussball war ein Proclub und des Sohnes eines Akademikers unwürdig. Trotzdem habe ich immer sehr gerne gerudert und wurde später – nach dem Wechsel zum Seeclub Zürich – sogar einmal Schweizer Juniorenmeister im Achter.

War Ihr Vater ein Tyrann?

Überhaupt nicht. Das Problem lag eher bei mir. Mein Vater erzeugte in mir Erwartungen, die ich erfüllen wollte. Wenn er überhaupt Druck erzeugte, dann wohl unabsichtlich oder ausgehend von der Meinung, dass ich in meiner Entwicklung nicht seinen Erwartungen entsprach. Ich war überhaupt nicht rebellisch, sondern sehr anpassungsfähig. Obwohl ich im Pfadilager todunglücklich war und Heimweh bekam, liess ich mir nichts anmerken. Dies ist auch eine Erklärung, warum ich später Spionageromane geschrieben habe. Ein Spion kann nur überleben, wenn er sich auch verstellen kann; besitzt er diese Fähigkeit nicht, so ist er verloren. Auch ich musste mich in meiner Jugend immer wieder verstellen, um den Anforderungen meines Vaters gerecht zu werden. Einmal betete ich inständig, dass ich krank werde, um nicht ins Pfadilager gehen zu müssen. Dies

war am Samstag. Als ich am Montag im Lager war, bekam ich prompt Mumps. Obwohl meine Wangen immer dicker wurden, getraute ich nicht, dies jemandem zu sagen. Ich hatte mich trotz schwerem Fieber nochmals verstellt. Als mich mein Vater zwei Wochen später wieder am Bahnhof abholte, tätschelte er meine Wangen und sagte: "Gesund siehst du aus und zugenommen hast du auch noch." Auch diese Feststellung kommentierte ich nicht. Um nochmals die psychologische Seite zu bemühen: Jeder Spion hat einen Führungsoffizier, mit welchem er wie durch eine Nabelschnur verbunden ist. Bei diesem Führungsoffizier handelt es sich immer um eine Vaterfigur. Sie sehen, das Thema hat mich nie losgelassen. Als ich im vergangenen Jahr angefragt wurde, ob ich eine Karfreitagspredigt halten würde, habe ich mich auch mit dem Verhältnis von Jesus zu seinem Vater beschäftigt. Als Jesus am Kreuz hing, schrie er: "Gott, warum hast du mich verlassen?" Das ist die krasseste Form einer Vater-Sohn-Beziehung.

Wie haben Sie Ihren Vater erlebt?

Obwohl mein Vater Direktor des Elektrizitätswerks war, war er kein Technokrat, sondern sehr kunstbeflissen. Meine Schwester und ich mussten mit ihm in den Ferien alle wichtigen Kunstmuseen Europas besuchen. Zu Weihnachten hat er mir ausschliesslich Kunstbücher geschenkt. Obwohl ich der ganzen Kunst überdrüssig war, habe ich anschliessend im ersten Nebenfach Kunstgeschichte studiert. Es ist eigenartig, auch in meinen Büchern spielt die bildende Kunst eine wichtige Rolle.

Sie haben in Schaffhausen die Kantonsschule besucht ...

Ich war katastrophal in Mathematik, aber auch nicht besonders gut in Deutsch, wie man eigentlich denken könnte. Meine Aufsatznoten, die mir mein ehemaliger Deutschlehrer, Max Freivogel, gegeben hat, bewegten sich zwischen $4\frac{3}{4}$ und 5. Warum, weiss ich nicht. Meine ältere Schwester war viel erfolgreicher und brachte für ihre Aufsätze immer Sechser nach Hause. Trotzdem sammelte ich damals meine ersten "schriftstellerischen" Erfahrungen. Ich schrieb heimlich (wie viele andere) Gedichte, malte, machte Musik, und zu Beginn meines Studiums an der Universität Zürich war ich als Theaterkritiker für die *Schaffhauser Nachrichten* tätig.

Mit Ausnahme Ihres Romans "Ausgetrieben" spielt Schaffhausen in Ihren Büchern keine Rolle ...

"Ausgetrieben" ist für mich wegen seiner vielen autobiografischen Bezüge mein wichtigstes Buch. Da es sich um keinen Krimi handelt, wurde er von meiner Leserschaft nicht richtig goutiert. Beim Schreiben meiner Spionageromane machte ich aber eine andere interessante Erfahrung: Obwohl viele der Handlungsplätze im ehemaligen Ostblock liegen, konnte ich mich

von Schaffhausen gar nie richtig lösen. Als ich in der Vorwendezeit in Prag recherchierte, verspürte ich ein Déjà-vu-Erlebnis: Der Hradschin, die Moldau und die Türme lösten in mir zum Teil auch belastende Erinnerungsschübe an meine Jugend in Schaffhausen aus. Ähnliche Erfahrungen habe ich dann in Krakau und später in Tallinn gemacht: Kaum hat man dort die Stadt durch das Haupttor betreten, saugt sie einen gleichsam auf. Es war wie eine Rückkehr in den Mutterleib und die Rückkehr in die Stadt meiner Kindheit und Jugend. Es ist verrückt, eigentlich wollte ich Schaffhausen überwinden, bin aber unbewusst immer wieder nach Schaffhausen zurückgekehrt. Die Stadt übt einen unheimlichen Sog auf mich aus.

Haben Sie dieses Gefühl auch in Zürich?

Nein, obwohl ich seit 40 Jahren in Zürich lebe und bestens integriert bin, habe ich zu Zürich – trotz der kürzlich erworbenen Stadtbürgerschaft – ein entspanntes Verhältnis. Ich habe Zürich auch nur selten als Schauplatz meiner

Romane gewählt. In Zürich bin ich im wahrsten Sinn des Wortes angekommen, was auch damit zusammenhängt, dass die Stadt nicht von zum Teil auch belastenden Kindheitserlebnissen geprägt ist. Zürich ist eine kleine Grossstadt: überschaubar, aber trotzdem eine Stadt, in der man sich nicht "unter Beobachtung" fühlt. Und weil hier viele Freunde leben, die ich immer wieder treffe, fühle ich mich hier zu Hause und zeigt mir die Stadt auch kein feindliches Antlitz. Das mag auch der Grund sein, dass sich Zürich als Schauplatz für meine Romane nicht anbietet. Dies im Gegensatz zu Bern, wo der Protagonist in meinen ersten Romanen lebt, der Antiquar und BND-Agent Konrad Sembritzki. Schon damals stellte ich fest, dass Schaffhausen und Bern sehr viele Ähnlichkeiten haben. Beides sind Städte, in denen die Geschichte überall spürbar ist. Und beide Städte haben einen ausgesprochenen Sog, dem man sich nur schwer zu entziehen vermag. Und in beiden Städten ist das "Memento mori" präsenter als zum Beispiel in Zürich: Bern ist die Stadt von Niklaus Manuel, dem Schöpfer des Berner Totentanzes; auch in Schaffhausen währte ich mich überall von Toten umgeben. Ich hatte schon in meiner Jugend ein mulmiges Gefühl, wenn ich von der Rhi-Badi, wo ich einen Teil meiner Sommertage verbrachte, durch den Kreuzgang des Münsters zu Allerheiligen nach Hause lief. Für mich waren das Ober- oder das Schwabentor wie riesige Periskope, welche aus dem Totenreich herausragten, um uns Lebende zu beobachten. Diese Vorstellung prägte mein Schaffhausen-Bild. Ich war erstaunt, als ich nach vielen Jahren feststellte, dass die Stadt viel kleiner, die Vorgasse und die Oberstadt viel weniger steil ansteigen und die Türme weniger hoch sind als in meiner Kindheitserinnerung.

Sie sind nach der Matura lange Zeit nicht mehr nach Schaffhausen zurückgekehrt.

Hatte dies einen Grund?

Dies hing wohl anfangs mit dem Tod meiner Eltern zusammen. Mein Vater erlitt zu Beginn der Sechzigerjahre auf der neuen Rheinbrücke bei Feuerthalen einen Herzinfarkt, als er mit dem Auto zu einem Kongress fahren wollte. Er starb auf der Stelle direkt über der Flussmitte. Ich studierte damals bereits Germanistik in Zürich, als mich der damalige Stadtrat Felix Schwank über das Unglück informierte. Meine Mutter lebte noch ein halbes Jahr in unserer Wohnung in Schaffhausen. Mittlerweile wurde bei ihr aber eine starke Depression diagnostiziert, sodass wir sie in die Klinik Hohenegg bei Meilen bringen mussten. Dort weigerte sie sich bald einmal, Nahrung zu sich nehmen, sodass sie buchstäblich verhungerte. Obwohl diese beiden Todesfälle nichts mit Schaffhausen zu tun hatten, prägten sie mein Verhältnis zu meiner Heimatstadt über lange Zeit.

Was empfinden Sie, wenn Sie heute an Schaffhausen zurückdenken?

Ich habe heute ein ausgesprochen gutes Gefühl, wenn ich an Schaffhausen denke. Je weiter meine Kindheit zurückliegt, desto besser wird es. Heute kann ich es ohne Nebengeräusche sagen: Schaffhausen weckt in mir Heimatgefühle, und ich fühle mich noch immer als Schaffhauser.